Carmen Elisabeth Puchianu

GESCHICHTE VOM KLEINEN MANN

Ein alltägliches Gesicht trug er, wie jeder zweite Bürger seiner Stadt. Er verbarg sein schütteres Haar meistens unter einem nichtssagenden Hut, der sich durch gar nichts von jenem seines Nachbarn unterschied, und er trug seiner Kurzsichtigkeit wegen eine Brille, die er in einen einfachen, dunkelbraunen Kunststoffrahmen hatte fassen lassen, dazu kleidete er sich in stets gleichbleibendes Grau. Kurzum, er hätte ohne weiteres einen vorbildlichen Durchschnittsbürger abgegeben, wäre er nicht geradezu durch seine Unauffälligkeit augenfällig geworden. Eine an Dürftigkeit grenzende Unscheinbarkeit haftete seiner Erscheinung an, und die ging nicht etwa von Kleidung oder Haltung aus, sondern war vielmehr seiner Gestalt an sich eigen. Obzwar nicht im geringsten verunstaltet oder missgeschaffen, war er von äußerst kleinem Wuchs. So kleinwüchsig war er, dass man ihn, in so fern man ihn nicht vollkommen übersah, für einen zierlichen Knaben hätte halten können.

Seine Eltern — beide waren sie übrigens stattliche Menschen gewesen — hatten vergeblich Mittel und Wege gesucht und alles nur Erdenkliche ausprobiert, um ihres Sohnes Wachstum anzutreiben, denn wie es schien, hatte diesem die Natur bereits im frühen Knabenalter plötzlich Einhalt geboten. Zumindest hatte Sie ihm einen ebenmäßig gestalteten Körper beschert, was allerdings den Eindruck von Dürftigkeit nicht zu mindern vermochte.

An den Gedanken, als kleiner Mann leben zu müssen, hatte er sich längst gewöhnt, obschon ihm dieser Umstand unzählige Schwierigkeiten bereitete und allerhand Entbehrungen aufzwang. Was ihn am meisten grämte und was er als tiefe Kränkung auffasste, war allerdings die ans Paradoxe grenzende Tatsache, dass seine Person in eben demselben Augenblick, in dem sie von jedem übersehen wurde, einem jeden umso mehr auffallen musste! Das eine ohne das andere hätte er ohne Weiteres hinnehmen können, beides zusammen bereitete ihm jedoch unsägliche Pein und seelisches Unbehagen.

Besonders schwer fiel es ihm, in öffentlichen Verkehrsmitteln zu reisen. Es verursachte ihm regelrecht Angst und Beklommenheit, einem Dosenhering gleich, zwischen ihm unbekannte Mitreisende eingepfercht und ohne Ausblick auf die Straßen aus seinem etwas abseitigen Wohnviertel in die Stadtmitte befördert zu werden. Man besprach über seinen Kopf hinweg scheinbar belanglose Dinge, die er einzig und allein als auf ihn gemünzte Anzüglichkeiten auslegte, zumal sich die Sprecher kaum einen Seitenblick auf ihn, den Kleinwüchsigen, verkneifen konnten.

Seiner Wesensart nach war er ein geduldiger und ein duldender Mensch. Er fand ein einfaches Mittel gegen jegliche Art von Unannehmlichkeit: Er mied, so gut es eben ging, die Öffentlichkeit, und da er ohnehin kaum Freunde besaß und selten in Gesellschaft verweilte, bedeutete ihm dies keinen großen Verlust.

Das Jahr war bereits weit vorgerückt, der Herbst kehrte sich dem Winter zu, der Himmel hing wolkenschwer über der Stadt und Schneeluft wehte von den Bergen.

Seine Knabenhände in den Manteltaschen verborgen, erging er sich auf dem Marktplatz der Stadt und sah den Tauben zu, als ihm ein von früher bekannter Mann plötzlich den Weg verstellte und zur Begrüßung den Mund öffnete, dann aber gleichwohl ins Stocken geriet und den Kleinwüchsigen mit einem Ausdruck unverhohlenen Erstaunens, das schon an Betroffenheit grenzte, anstarrte. Augenblicke später fand der Bekannte seine Sprache wieder und meinte, den eben Begegneten doch viel größer in Erinnerung gehabt zu haben, geradezu kümmerlich und eingegangen fand er ihn heute. Danach verabschiedete man sich und entfernte sich eilig.

Das Vorkommnis hatte den Mann überaus befremdet. Nie wäre es ihm in den Sinn gekommen, nie hätte er es für möglich gehalten, dass er im Laufe der Jahre kleiner hätte werden können, so dass er, nach einem ersten Anflug von Entrüstung, den Gedanken kurzerhand von sich wies und die Bemerkung des Bekannten der langen Zeit zuschrieb, während der sie einander nicht gesehen hatten.

Völlig wegzudenken war jene Begegnung allerdings nicht, und sie sollte ihn während der folgenden Tage unablässig verfolgen. Es drängte ihn nach Wiederholung und Bestätigung, so dass er nun alles daran setzte, den einen oder andern Bekannten aufzusuchen, deren Wege ausfindig zu machen und zu kreuzen um ihre Reaktionen zu prüfen.

Seine Erscheinung rief nicht bloß Erstaunen, sondern Bestürzung und regelrechte Beklommenheit bei Leuten hervor, die ihn von früher her kannten. Man war betreten in seiner Gegenwart und wusste wenig zu sagen. Aber statt ihn zu verdrießen, ließ ihn das alles innerlich frohlocken. Denn er erkannte in seiner körperlichen Schwäche eine Tugend, die ihm, dem Unscheinbaren, ein Mittel in die Hand gespielt hatte, die andern, wenn auch nur für Augenblicke, in seinen Bann zu ziehen und, darüber hinaus, diese sogar aus den Bahnen des Gewohnten zu reißen. Kurzum, er hatte Macht über sie. Und er begann, sozusagen sein Kleinerwerden zu wollen, es regelrecht hervorzurufen. Er betonte es, indem er gebeugt und mit eingeknickten Knien ging, so dass recht bald sein Mantelsaum den Boden streifte. Wurde er Bekannter ansichtig, die ihm aus dem Weg zu gehen suchten, setzte er alles daran, ihnen zuvorzukommen, indem er Nebenstraßen und Eingänge nutzte, um ihnen den Fluchtweg abzuschneiden. Dann pflegte er sich vor ihnen aufzurichten, um im gleichen Augenblick in sich zusammenzusacken und, wie unter ständigen Bücklingen, den so in die Enge Getriebenen einen demütig um Nachsicht flehenden Blick zuzuwerfen. Hatte man seine Erscheinung mit Bestürzung quittiert, ließ er einen stehen und entfernte sich wie auf Katzensohlen, den Mantelsaum hinter sich her schleifend.

War es anfangs eher Besorgnis, eine ungewisse Art von Unbehagen, die er bei den anderen Menschen auslöste, bemerkte er nun mit immer größerer Genugtuung und Freude, wie sich diese Empfindungen in Furcht und Grauen umwandelten. Er sah kaum mehr einen seiner Bekannten einzeln auf der Straße gehen. Zu zweit oder zu dritt eilten sie ihren Geschäften nach. Nicht selten beobachtete er, wie sie an Straßenecken standen und sich ängstlich nach ihm umblickten. Und nicht selten suchten sie das Weite, wenn sie ihn den Straßenstaub aufwirbeln sahen. Es war ihnen, als ginge eine Seuche um, vor der es galt, auf der Hut zu sein.

Bald waren es nicht allein seine Bekannten, die sich vor ihm entsetzten. Es hatte sich herumgesprochen, dass ein kleiner Kobold umging und die Menschen auf unbegreifliche und unaussprechliche Weise geißelte. Man wollte an Krankheit und an Sinnestäuschung, an heimliche Machenschaft und hinterhältige Verschwörung, keineswegs aber an das eigenmächtige Wollen eines Einzelnen glauben. Es war nicht zu dulden, einem solchen Unhold ausgeliefert zu sein!

Die Stadtväter setzten sich zu Rate und beschlossen, das Übel aus dem Weg zu räumen. Es dünkte sie nicht fehl am Platz, ein Zusammentreffen mit dem kleinen Mann zu veranlassen. Man versprach sich in erster Reihe die Wiederherstellung des zerrütteten Selbstbewusstseins der Bürger. Und das bedeutete schließlich eine Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung in der Stadt. Man dachte auch an eine medizinische Untersuchung, der der Mann unterzogen werden müsste, an etwaige Hilfe. Zweifelsohne würde man gemeinschaftlich eine für beide Seiten vorteilhafte Lösung finden. Und da man sich in der Überzahl wusste, knüpfte man die größten Hoffnungen an das geplante Vorhaben. Eine Einladung, die ebenso höflich wie eindringlich formuliert worden war, wurde an den kleinen Mann abgeschickt.

Die große Zusammenkunft war an einem Sonntag Vormittag im geräumigsten Saal der Stadt anberaumt worden. Tage vorher hatte man das Ereignis öffentlich bekannt gemacht. Persönlichkeiten höheren Ranges wurden geladen, Fachkundige fanden sich zu einer Kommission zusammen.

Man hatte freien Eintritt gestattet, so dass der Saal bereits Stunden vor dem Beginn der Veranstaltung voll besetzt und der Stadtrat um ein gutes Geschäft ärmer war.

Die Leute kamen wie zu einer Zirkusvorstellung, jeder Zeit zum Aufbruch bereit, falls das Spektakel nicht befriedigend ausfallen würde. Viele waren der Meinung, der Scharlatan würde gar nicht erscheinen, andere wieder erhofften sich die Lösung eines Rätsels und das Ende eines Spuks; nur ganz wenige befürchteten eine peinliche Enthüllung und wären am liebsten auf der Stelle wieder gegangen.

Zur abgemachten Stunde befand sich der kleine Mann nicht zur Stelle. Als das erste akademische Viertelstündchen verstrichen und er immer noch nicht erschienen war, begann die Menge unruhig zu werden. Wagte der Schelm es tatsächlich, sich derartig zu erdreisten, sich derart zu vermessen, indem er sie alle zum Narren hielt? Durfte ein Einzelner es sich tatsächlich leisten, nicht zu erscheinen, wenn eine ganze Stadt sich zusammengefunden hatte um seiner zu harren? Schimpfreden wurden laut, Gereiztheit machte sich breit, und in den hintersten Reihen kam es sogar zu Handgreiflichkeiten, als ein Schatten, leicht und leise, über den Mittelgang des Saales strich, sich auf das bühnenartige Podium hin bewegte, wo er, ebenso leicht und leise, innehielt.

Er war also doch erschienen und er hatte seine Widersacher aus einer bergenden Nische beobachtet, Gott allein mochte wissen wie lange, er hatte sich im Stillen über sie lustig gemacht und war nun hervorgetreten, da sie bereits die Grenze ihrer Geduld und Gesittung längst überschritten hatten.

Er warf demütige, flehentliche Blicke um sich, schien um Nachsicht zu heischen, stand in sich zusammengesunken auf dem Podium, der Schatten seiner selbst. Und die lärmende Menge verstummte, starrte gebannt und mit offenen Mündein auf das Trugbild ihres Grauens. Der Mann lachte. Lachte herzhaft. Lachte zum ersten Mal in seinem Leben.

[Und während niemand zu atmen wagte, so, als harrte man auf etwas Unabänderliches, machte er auf den Absätzen kehrt und verschwand durch eine spaltbreit geöffnete Hintertür].

Kronstadt, 6.-22. Nov. 1989

DAS HAUS DES HOHEN HERRN

Zufall mochte es gewesen sein, dazu seine eigene Unkenntnis der Gegend, die er gerade durchreiste, die drückende Hitze oder die Eintönigkeit der Ebene, jedes im einzelnen und alles zusammen, was ihn an jenen Ort verschlug, darin es offensichtlich nichts gab, außer einer einzigen Hauptstraße, gesäumt von viel Staub und wenig Grün.

Es war die Stunde vorgerückten Mittags und niemand auf der Straße, bei dem er hätte Erkundigungen einziehen können. Vor einem höheren Gebäude, der Aufschrift nach halb als Konsumladen, halb als Wirtshaus eingerichtet, brachte er seinen Wagen zum Halten und stieg aus. Zwei Türen gab es an dem Gebäude, und beide waren mit großen Vorhängeschlössern verschlossen. Er beschloss, den Ort näher in Augenschein zu nehmen.

Am oberen Ende der Straße stand, etwas abseits im Verhältnis zu der bis dahin fast geradlinig verlaufenden Häuserreihe, ein vereinzeltes Haus. Ein spitzer Giebel und ein hölzerner Vorbau sowie kleine Fenster und ein flaches Dach ließen es gedrungen erscheinen. Dichte Efeuranken und Kletterrosen schienen dazu berufen, die weiß getünchte Front mit ihrem blauen Sockel den Blicken Neugieriger zu verhüllen, als sie zu verschönern; ebenso wurde durch das Strauchwerk der erste Eindruck der Gedrungenheit nur noch stärker.

Überaus aufdringlich mutete den Fremden der Blumengarten vor dem Haus an: In grellem Nebeneinander blühten gleichzeitig verschiedene Pflanzenarten. Obzwar alles durchaus schmuck und gepflegt aussah, hätte er doch lieber scharrende Hühner oder wühlende Schweine, zumindest einen kläffenden Hund zwischen den Beeten sehen wollen.

Haus und Hof waren von einem schmiedeeisernen Zaun umgeben, an dem sich Blumen und Blätter ineinander wanden. Der Zaun wölbte sich zu einem stattlichen Tor, das durch einen Asphaltstreifen mit dem Haus verbunden war.

Obwohl Haus und Hof in pedantischer Reinlichkeit erstrahlten, entstand sonderbarer Weise der Eindruck, dass längst niemand mehr darin wohnte. Mehr noch, der Gedanke drängte sich dem Reisenden auf, das Haus müsse eine Art Gedenkstätte sein.

An dem Zaun floss der Dorfbach entlang und wurde so Teil der peinlichen Ordnung um Haus und Hof, vornehmlich dadurch, dass sein Bett betoniert worden war. Eine Brücke führte über den Bach zu dem Tor, ihrerseits vermittels dreier Steinstufen mit der Straße verbunden.

Die Straße selbst war immer noch menschenleer, bis auf eine Alte. Diese trug einen langen, weiten, schwarzgrauen Faltenrock, über den sie eine braune, verwaschene Schürze gebunden hatte. Obschon es sehr heiß war, konnte man, bei näherem Hinsehen, ein dickes, kragenloses Baumwollhemd unter ihrer miederartig zugeschnittenen Bluse bemerken, da ihr die beiden oberen Knöpfe fehlten. Um den Kopf hatte sie ein schwarzes Wolltuch gewunden, und ihre Füße steckten in groben Schnürschuhen.

Die Alte hockte auf der untersten Brückenstufe, das Kinn in die rechte Hand gestützt, wobei sie unverwandt auf ihre beiden Gänse starrte, die sie auf der gegenüberliegenden Straßenseite weiden ließ, wo spärlich zu wachsen dem Grase noch gestattet war. An ihrem linken Handgelenk hatte sie einen ungewöhnlich großen Schlüssel an einer roten Wollschnur baumeln, so dass sie den Anschein erweckte, sie wäre mit der Beaufsichtigung des Hauses beauftragt. Fast unbeweglich saß sie da, stützte gelegentlich ihr Kinn in die andere Hand, ohne dabei ihre Gänse aus den Augen zu verlieren.

Beim Anblick der Alten empfand der Reisende eine gewisse Erleichterung, so dass er sich ihr kurzerhand näherte. Statt seinen Gruß zu erwidern, beobachtete sie ihre Gänse, nickte ihnen wiederholte Male zu, Unverständliches vor sich hin murmelnd. Durch ihr Verhalten befremdet, trat der Reisende näher an die Brücke heran, um das Haus genauer in Augenschein zu nehmen.

Ohne auch nur im Geringsten ihre Lage zu verändern, geschweige denn den Mann anzublicken, begann die Alte zu sprechen. Sie brachte ihre Worte und Sätze gedämpften Tones und unter vorgehaltener Hand hervor, so dass der Fremde große Mühe hatte, ihren Sinn zu verstehen. Es sei keine Besuchszeit, und selbst wenn das der Fall wäre, wäre sie

nicht befugt, Fremde einzulassen. Nach einer längeren Pause fügte sie hinzu, es sei denn, der hohe Herr selber käme besuchsweise vorbei. Denn das müsste er, der Reisende, inzwischen begriffen haben, dass das Haus einem gehörte, dessen Lebensweise und -wandel längst dem gedrungenen Bauernhaus entwachsen und zu weit Höherem bestimmt war. Die Blumen und all das seien bescheidene Zeichen von Ehrerbietung, erstere übrigens das Werk eines Gärtners, des hohen Herrn Vetter noch dazu. Behindert sei der Mann und hätte das Amt nach langem Bitten und Betteln zugesprochen bekommen, dürfe sich allerdings ebenso wenig zeigen wie sie selbst, wenn der Hohe käme. Immer noch blicklos und unter der Hand, wobei der Schlüssel wie ein Pendel an ihrem linken Handgelenk hin und her schwang, fügte sie hinzu, dass ER nun immer seltener käme. Offensichtlich ließe ihm seine Berufung zu Höherem wenig Zeit, sich früherer Zeiten zu entsinnen, was durchaus seine Richtigkeit hätte. Denn käme er öfter, würde sie verständlicherweise nicht ihre Gänse hüten und auf den Steinstufen hocken dürfen; auch könnte sie sich nicht ungehindert der Blumenpracht erfreuen, noch könnten die Dorfbewohner sich der Gemütsruhe und Besinnlichkeit während träger Mittagsstunden hingeben, so wie sie es soeben alle taten. Kurzum, jeder hier empfand es als die reinste Wohltat, dass der Mann fort und zu Besserem berufen war.

Die Alte brach nach diesen Worten ihre Rede, wie es dem Fremden schien, ganz plötzlich ab, so dass er sich unwillkürlich dazu verpflichtet fühlte, eine Frage an sie zu richten. Ob sie es zufrieden wären, wollte er wissen.

Umständlich, fast ungelenk, machte die Alte Anstalten aufzustehen, wobei sie den Mann nach wie vor keines Blickes würdigte, sondern einzig ihre Gänse anstarrte. Nur undeutlich und mit fast geschlossenen Lippen gab sie ihm Antwort: Wer konnte es, gerechter Gott, zufrieden sein, vom eigenen Sohn vergessen und verlassen, gelegentlich mit faulem Fleisch abgespeist und, wie ein altes Möbelstück zur Besichtigung vorgenommen zu werden. Damit entfernte sie sich, indem sie mit einer dünnen Gerte, die sie vom Straßenrand aufgelesen hatte, ihre beiden Gänse dem entgegengesetzten Straßenende entgegen trieb.

Seine eigenen Schritte wirkten schleppend, als der Reisende ihr einige Augenblicke später folgte, um zu seinem Wagen zu gelangen. Mit einigem Erstaunen und Unbehagen stellte er fest, dass eine Menge Neugieriger seinen Wagen umstellt hatten — offenbar verirrte sich nicht alle Tage ein fremder Wagen in jenen Ort. Sein Gruß wurde überhört, jemand öffnete für ihn die Wagentür und vier, fünf Hände beförderten ihn schleunigst in das Innere des Fahrzeuges. Man hatte es allem Anschein nach überaus eilig, den Fremden loszuwerden. Auf seine hastig hervorgebrachte Frage nach der Alten erhielt er den Bescheid, sie wäre die Dorfnärrin, hielte sich für des Erhöhten Mutter, weswegen sie auch ständig auf den Steinstufen seines Hauses säße. Längst wäre ihre Einlieferung in eine Anstalt fällig, doch habe der Invalide, ihr Neffe, sich als alleiniger Verwandter geweigert, seine Zustimmung dafür zu geben, bis der hohe Herr selbst die Lösung gefunden und das Haus der Alten auf Abriss gesetzt hatte. Nun müssten sie wohl oder übel nachgeben, worüber jedermann im Ort erleichtert war, hatte man doch ein Ansehen in aller Öffentlichkeit zu wahren.

Die letzten Sätze wurden dem Reisenden förmlich nachgerufen, denn er hatte es nun selber eilig, den Ort zu verlassen. Er tat das mit dem Bedauern im Herzen, der Alten kein einziges Mal in die Augen gesehen haben zu können.

10. -23.01.1989. -28.04.1989

- Kronstadt